

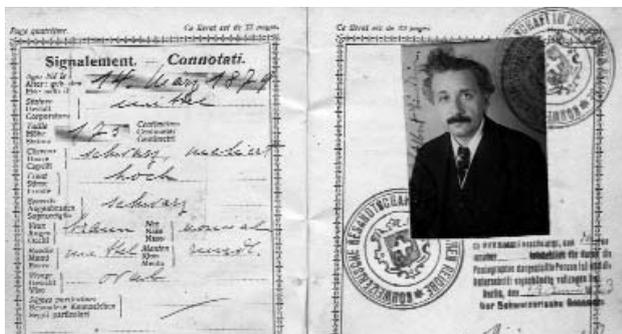
Anne Schmidt
Peter Jezler

Einstein ausstellen

Werkstattbericht aus Bern

Im Januar 1955 erhielt Albert Einstein einen Brief von der Redaktion der *Technischen Rundschau* aus Bern. Das Blatt wollte den 50. Jahrestag von Einsteins *Annus mirabilis* zum Anlass nehmen, einen längeren Artikel über ihn zu publizieren, und bat deshalb den Physiker um einige Porträts und Informationen. Einstein weigerte sich, die Arbeit der Journalisten zu unterstützen, mit der Begründung: »Was nun dieses 50-jährige Jubiläum anlangt, so ist es mir einigermaßen peinlich, indem mir alles, was nach Personenkultus schmeckt, immer unangenehm gewesen ist.« Ob er unsere heutigen Bemühungen, das Jubiläum des Wunderjahres mit einer großen Sonderausstellung zu feiern, stärker unterstützt hätte, kann man mit einigem Recht bezweifeln. Warum also nehmen wir auf sein Unbehagen keine Rücksicht? Warum produzieren wir eine Einstein-Ausstellung, die mit 7,2 Millionen Franken sogar teurer und aufwändiger sein wird als jedes bisher im Historischen Museum Bern realisierte Projekt? Zur Rechtfertigung lässt sich anführen, dass Einstein, ob gewollt oder ungewollt, an der Konstruktion seines populären Images durchaus beteiligt war. Nach einigen Ungeschicklichkeiten lernte er schnell, medienwirksam aufzutreten, und heute würde er wohl in jeder Talkshow eine gute Figur machen. Nicht nur das: Einstein nutzte die Medien, um gesellschaftspolitische Themen zu lancieren, er ließ es zu, dass man seinen Namen als Aushängeschild benutzte, und hatte, so scheint es, manchmal auch Spaß daran, als »Lockvogel« und »Renommierbonze«* herzuhalten. Und Einstein ist unbestreitbar eine Persönlichkeit von solcher Bedeutung, dass sie sich dem öffentlichen Interesse einfach nicht entziehen kann.

Es ist nicht zuletzt dieser Bekanntheitsgrad, der Einstein zu einem idealen Ausstellungsthema macht. Von Einstein hat jedermann schon einmal gehört, der New Yorker Taxifahrer ebenso wie der Berner Physikprofessor, und irgendwie ist er den meisten auch sympathisch. Diese Popularität lässt vermuten, dass das Publikumsinteresse



an einer Einstein-Ausstellung groß sein wird – für unser Haus ein nicht unwichtiges Argument, müssen wir doch von den Gesamtkosten etwa zwei Millionen Franken selber einspielen. Unternehmerisches Denken ist also verlangt, und die Fragen, was die Leute interessiert und beschäftigt, wofür sie sich Zeit nehmen und ihr Geld ausgeben, sind für uns zentral.

Die Orientierung an einem breiten Publikum kollidiert keineswegs mit unserem Auftrag und Anspruch, als eines der großen kulturhistorischen Museen der Schweiz zentrale Bildungsinhalte zu vermitteln. Im Gegenteil: Einstein ist auch in dieser Hinsicht ein dankbares Ausstellungsthema. Epochale historische Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts in Politik und Gesellschaft, in Wissenschaft und Kultur lassen sich anhand seiner Biografie stringent und anschaulich erzählen und auf interessante und ungewöhnliche Weise miteinander verknüpfen.

Dreierlei Voraussetzungen führten dazu, dass wir unser Projekt realisieren können:

1 unächst war entscheidend, dass die Finanzierung der Ausstellung frühzeitig gesichert war. Seit dreieinhalb Jahren steht fest, dass Bern Einsteins Annus mirabilis 2005 mit unterschiedlichen Events am Originalschauplatz feiern wird. Die Kantonsregierung, seit einiger Zeit darum bemüht, Berns Qualitäten als Reiseziel und Wirtschaftsstandort herauszustreichen, sah die Chance, mit Einstein für das Image des Kantons zu werben, und war bereit, die kulturellen Aktivitäten politisch und finanziell zu unterstützen.

2 Eine wesentliche Voraussetzung für die Realisierung des Projekts war auch die Bereitschaft von theoretischen Physikern, uns Kulturwissenschaftler bei der Arbeit zu unterstützen. PR-Interessen waren auch hier nicht unerheblich: Eine publikumsorientierte Einstein-Ausstellung scheint geeignet, das Prestige einer Disziplin zu verbessern, die abnehmende Studentenzahlen verzeichnet und unter zunehmenden Legitimationsdruck gerät. »Wir wollen zeigen, dass Physik Spaß machen kann«, so das Credo, und ohne die engagierte Mitarbeit ganzer Lehrstühle wäre der physikgeschichtliche Ausstellungsteil nicht zustande gekommen.

3 Und schließlich haben sich in den letzten Jahren im Ausstellungsbetrieb die Möglichkeiten zur Umsetzung von Ideen so enorm verändert, dass man heute naturwissenschaftliche Inhalte hervorragend für kulturhistorische Ausstellungen aufbereiten kann. Aufgrund der Entwick-

lungen in den Informationstechnologien lassen sich komplexe und abstrakte Sachverhalte besser als je zuvor visualisieren. Soft- und Hardware sind geeigneter, leistungsstärker und viel preisgünstiger geworden, ein Trend, der sich gerade im Ausstellungsbereich für die Popularisierung von Wissen nutzen lässt.

Doch wie wird das Ausstellungsprojekt bei uns konkret umgesetzt? Welche Überlegungen leiten unsere Arbeit? Welche Personen sind am Making-of der Ausstellung beteiligt, und wie sieht ihre Zusammenarbeit aus?

Eine Ausstellung braucht nicht nur ein interessantes Thema, sondern ebenso eine gute Dramaturgie. Um diese zu entwickeln, muss man sich der Eigenarten des Mediums bewusst sein und angemessen darauf reagieren. Eine Besonderheit kulturhistorischer Ausstellungen besteht darin, dass sich ihre Inhalte nicht primär über Sprache mitteilen. Eine Ausstellung wird nicht durch lange wissenschaftliche Texte interessant, sondern vor allem durch die zur Schau gestellten Objekte. Als Relikte, manchmal auch Reliquien vergangener Zeiten entfalten die zu Schauarrangements zusammengestellten Originalobjekte eine Aura, die häufig über die mimetischen Eigenschaften eines Kunstwerks hinausgeht. Was genau ihre besondere Anmutungskraft ausmacht, ist nicht leicht zu fassen. Es ist wohl das Wissen oder das Gefühl, dass das Objekt, dessen ästhetische Qualität zunächst sekundär ist, etwas vergangen Menschliches, eine ›dinghaft gewordene Lebensspur‹ repräsentiert.

Diese Überlegung hat uns nicht dazu verleitet, für unsere Einstein-Ausstellung möglichst viele Originaldokumente herbeizuschaffen. Im Gegenteil: Wir waren bei der Auswahl der Archivalien eher zurückhaltend, weil wir überzeugt sind, dass selbst bei einer Ikone wie Einstein zu viel Flachware das Publikum langweilt. Uns war wichtig, ausgewählte Dokumente im Original zeigen zu können. Dazu gehört Einsteins Schweizer Pass oder sein 1905 verfasster Brief an seinen Freund Conrad Habicht, in dem er die Fertigstellung seiner berühmten Arbeiten ankündigt. Wir zeigen aber auch Faksimiles, sei es, weil ein Dokument für unseren Kontext weniger bedeutend, seine Ausleihe zu aufwändig wäre oder ein Zeugnis schon reserviert war für eine der anderen Einstein-Ausstellungen, die in diesem Jahr gezeigt werden.

Bearbeitet man ein Thema für eine Ausstellung, muss man auch berücksichtigen, dass Ausstellungen anders



rezipiert werden als Theaterstücke, Filme oder Bücher: nicht sequenziell, in einer vorgegebenen Abfolge, sondern als Gesamterlebnis, in einem Rhythmus, den der Besucher in starkem Maße selbst bestimmt. Bei der Inszenierung unseres Stoffs stand uns das dramaturgische Prinzip der mittelalterlichen Simultanbühne vor Augen. Sie zeigte einzelne Episoden nicht hintereinander, sondern nebeneinander und erlaubte dem Zuschauer auf diese Weise, sich entweder vom dichten Gesamtbild beeindruckt zu lassen oder aber einzelne Szenen aufmerksam zu verfolgen. Dieses Prinzip der Gleichzeitigkeit bezogen auf die Ausstellung heißt, viele Einzelarrangements zu präsentieren, die in sich geschlossene Sinneinheiten bilden, in der Zusammenschau aber auch eine konsistente Geschichte und ein ästhetisch sinnliches Gesamterlebnis ergeben.

Damit der Besucher in der Fülle des Gebotenen nicht den Überblick verliert, muss die Gesamterzählung einfach, einsichtig und klar sein und einen erkennbar roten Faden haben. In der Einstein-Ausstellung greifen wir auf bewährte Erzählmuster zurück: einen epischen Stil, der einer klaren Chronologie folgt.

Wichtig ist uns auch, dass wir dem Besucher nie zu viel, aber stets genügend Informationen bereitstellen, die ihn in die Lage versetzen, sich seine eigene Geschichte

Bei der Inszenierung unseres Stoffs stand uns das dramaturgische Prinzip der mittelalterlichen Simultanbühne vor Augen. Sie zeigte einzelne Episoden nicht hintereinander, sondern nebeneinander.

zurechtzulegen. Das Motto lautet: »Never let them in the dark«. Stets soll das Publikum wissen können, worum es thematisch gerade geht, weshalb ein Objekt ausgestellt wird und welche Bedeutung es hat. Ratlosigkeit und Unverständnis beim Besucher gilt es zu vermeiden, schließlich wollen wir ihm nicht – wie dies in Ausstellungen immer wieder der Fall ist – vorführen, wie wenig er weiß, sondern ihn für Neues interessieren, ihm das Lernen und Verstehen auf unterhaltsame Weise ermöglichen. Die Präsentation von Anschauungsobjekten und Informationen folgt einem Wechsel, bei dem wir uns um einen einheitlichen, sich wiederholenden Rhythmus bemühen. Dies dient der Orientierung des Besuchers und soll zugleich Interesse und Aufmerksamkeit lebendig halten. Wir bemühen uns in dieser Ausstellung, mit möglichst wenig Schrifttafeln auszukommen. Dass wir viel Zeit und

Mühe auf das Verfassen der Leit- und Objekttexte verwenden, widerspricht dem nicht. Bei den Beschriftungen orientieren wir uns ebenfalls an den Bedürfnissen des Publikums. Als Richtschnur dient uns ein interessierter Schüler oder eine wissbegierige Schülerin von 14 Jahren. Nach unserer Erfahrung entsprechen ihr Wissensstand und ihr Sprachvermögen in etwa den Kenntnissen eines durchschnittlichen Ausstellungsbesuchers.

Beim Schreiben der Texte halten wir uns an die strikten Vorgaben eines Systems, das vor einigen Jahren in unserem Haus erarbeitet wurde. Es basiert auf zwei grundsätzlichen Überlegungen. Erstens: Wie viel Text mag der Besucher stehend lesen? Zweitens: Wie muss ein Text aussehen, damit er in einer so anstrengenden Haltung auch gerne gelesen wird? Diese Überlegungen haben zu einer besonderen Textstruktur geführt. Jeder Leittext besteht zunächst aus einer Einordnungszeile. Zwei Zeilen stehen für den Titel zur Verfügung, vier für den Lead – man kann auch von einer Headline sprechen – und zwölf für drei weitere Aussagen im Lauftext. Jede Zeile besteht aus höchstens 30 Zeichen, so dass man eine Zeile immer mit einem Augensprung überblicken kann. Die Abfolge der einzelnen Aussagen folgt inhaltlich einer hierarchischen Ordnung, die auch sichtbar gemacht wird: Titel, Lead und die drei Aussagen werden jeweils mit einem Durchschuss (Leerzeile) voneinander getrennt, damit

der Besucher schnell entscheiden kann, wie tief er in das Thema einsteigen will.

Diese Vorentscheidungen führen zu einem eigenen Sprachstil, der sich durch knappe, einfache Aussagesätze und die Vermeidung von Fremdwörtern auszeichnet. Damit diese reduzierten Texte interessant bleiben, werden in der Headline zentrale Aussagen gerne schlagwortartig formuliert; manchmal schrecken wir auch vor einer bewusst reißerischen Wortwahl nicht zurück. Hin und wieder stellen wir rhetorische Fragen oder arbeiten mit Wortspielen. Der Satzsatz darf auch eine unerwartete Wendung oder eine überraschende Pointe bringen.

Gewiss, manchmal verflucht man beim Schreiben der Texte die vielen Restriktionen und wünscht die Eingabemaske, die bei jedem Zeichen zu viel den Dienst verweigert, zum Teufel. Manchmal muss man auch eingestehen,



dass sich nicht jedes Phänomen mit einem Lead und drei Aussagen angemessen beschreiben lässt. Dann bleibt die Möglichkeit, Informationen auf andere Träger (zum Beispiel Objekttexte, Zeittafeln) zu verteilen oder in Ausnahmefällen einen zusätzlichen Leittext zu verfassen. Die Vorteile dieses Verfahrens der Textproduktion überwiegen die Nachteile der Einschränkung bei weitem, diszipliniert man sich doch von vornherein, die Texte nicht für Kollegen oder zur Selbstdarstellung zu verfassen, sondern für ein Ausstellungspublikum.

Neben den Leittexten bieten wir Basisinformationen mittels Filmen an. Für die Einstein-Ausstellung haben wir zwei verschiedene Arten von Filmen entwickelt: Im biografisch-zeithistorischen Teil zeigen wir 25 drei-

Lichtmenge von 50 Lux, der man Papier höchstens aussetzen darf. Dies ist im Grunde zu wenig Licht; bereits mit 70 Lux hätte man ganz andere Möglichkeiten. Doch diese sind unstatthaft – das ist internationaler Standard –, und so muss man sich mit Tricks behelfen: Das Abdunkeln des ganzen Raums steigert die relative Helligkeitswahrnehmung und bietet zudem die Möglichkeit, mit Lichtverläufen Stimmungswelten zu schaffen, die außerhalb der Alltagswelt des Publikums liegen. Durch eine geschickte Beleuchtung kann man meditative Grundstimmungen evozieren, die die Konzentration auf die Präsentation unterstützen.

Diese Stimmungsräume lassen sich allerdings nur dann umsetzen, wenn die Ausstellung in Gemeinschaftsarbeit entsteht, wenn Wissenschaftler, Szenografen, Aus-

Manchmal stieß das Bedürfnis der Naturwissenschaftler, Probleme immer wieder neu zu durchdenken, bei uns auf Ungeduld. Im Ganzen aber hat die Zusammenarbeit sehr gut funktioniert.

bis fünfminütige Dokumentarfilme, die in ein Thema einführen und zugleich – das können Texttafeln nicht leisten – Stimmungsbilder sind.

Im physikgeschichtlichen Teil erklären Animationsfilme Kerngedanken der Theorien Einsteins. Diese Filme entstanden im Austausch mit Physikern, die den Input lieferten und uns erklärten, worum es bei Einsteins Theorien geht. Von unserer Seite kamen die Vorschläge, wie sich die Ideen in Filmen visualisieren lassen, so dass sie einem breiten Publikum verständlich sind. In gemeinsamen Diskussionen wurde dann so lange an den Entwürfen gefeilt, bis schließlich alle weitgehend mit dem Produkt zufrieden waren. Manchmal stieß dabei das Bedürfnis der Naturwissenschaftler, Probleme immer wieder neu zu durchdenken, bei uns auf Ungeduld. Im Ausstellungsbetrieb herrscht ein anderes Tempo als in der Wissenschaft, und uns fehlte gelegentlich schlichtweg die Zeit, ein Problem noch einmal zu diskutieren. Im Ganzen aber hat die Zusammenarbeit, nicht zuletzt weil die Zuständigkeiten von vornherein klar verteilt waren, sehr gut funktioniert.

Großen Wert legen wir bei unserer Arbeit schließlich auf die Ästhetik der Ausstellung. Hier sind unseren Wünschen klare Grenzen gesetzt, die definiert werden durch sicherheitstechnische Fragen und konservatorische Richtlinien. Als besonders einschränkend erweist sich die

stellungsgrafiker und Beleuchtungskünstler jeweils einbezogen werden. Bei uns im Haus ist die Zusammenarbeit im Team seit Jahren erprobt und kommt schon bei der Ausstellungsplanung zum Tragen. Vor allem der Gestalter ist von Anfang an in das Projekt involviert. Ausstellungskonzept und -gestaltung werden in einem dialogischen Prozess entwickelt. Es geht nicht darum, ob sich der Gestalter oder der Wissenschaftler durchsetzt, sondern um die Frage, auf welche Weise Form und Inhalt zusammenwirken und sich wechselseitig stützen können.

Wie sieht der Ablauf der gestalterischen Umsetzung in der Praxis aus? Zunächst werden die einzelnen Themen auf die Ausstellungsräume verteilt, mit Hilfe von Filemaker-Skizzen werden erste Platzierungen der Objekte, der Hintergrundbilder, aber auch sämtlicher Informationsträger wie Zeittafeln, Monitore, Leit- und Objekttexte vorgenommen. Aufgrund dieser genauen Planung kann man von Anfang an realistisch einschätzen, wie viel Platz tatsächlich zur Verfügung steht, und erlebt am Ende keine bösen Überraschungen.

In einem nächsten Schritt bauen wir mit Styroporwänden die Räume auf und richten sie mit Attrappen ein. An dieser Stelle zeigt sich häufig, dass Arrangements, die man in Form modellhafter Skizzen am Computer entwirft, in den realen Räumen anders wirken, als man sich zunächst vorgestellt hat. Schon das Verschieben einer

Wand um wenige Zentimeter kann einen Raum völlig verändern.

Ist die Frage der Raumaufteilung und der Platzierung der Objekte geklärt, beginnt der eigentliche Ausstellungsaufbau, der beim Einstein-Projekt ein halbes Jahr dauern wird. Wenn die Aufbauten in weiten Teilen stehen, wird die Beleuchtungskünstlerin hinzugezogen, um den Räumen den letzten Schliff zu geben. Auch hier ist das gemeinsame Gespräch wichtig, nur so findet man zufriedenstellende Lösungen.

Zwei bis vier Wochen vor Eröffnung der Ausstellung werden die Exponate geliefert, so dass genügend Zeit bleibt, sie einzubauen, die Vitrinen einzurichten, die Beleuchtung auszutarieren, die Technik in Betrieb zu nehmen, die Texte und übrigen Informationsträger zu platzieren. Und dann heißt es ›Türen auf‹ für das Publikum, für den spannenden Moment, wenn sich zeigt, ob eine Ausstellung funktioniert.

* Zitat Einstein

